

Inhalt

Einleitung.....	7
1 Auf dem Schiff.....	8
2 Begegnungen	12
3 Geigenspiel	16
4 Die Berliner Zeit.....	18
5 Männer und Frauen	21
6 Der erste Kuss	26
7 Der Sturm.....	29
8 Der Huizhou-Dialekt.....	34
9 Die Heimkehr.....	38
10 Die Familie Liao im Jahre 1922	40
11 Eingewöhnungsprobleme.....	42
12 Gegen eine Heirat	47
13 Die chinesische Hochzeit	49
14 Erinnerung an Berlin	51
15 Abschied von der Familie	53
16 In Kanton	55
17 Die zweite Ehe	63
18 Richter am Justizministerium.....	65
19 An der Huang Pu Militäarakademie	69
20 Im Jahre 1925	70
21 Dritte Ehe.....	73
22 Irm und Yüki reisen nach China	73
23 Irm bei Familie Liao.....	77
24 Ein neues Leben in Kanton.....	81
25 Politisch verfolgt	84
26 Valesby.....	86
27 Besuch bei Xiao You Mei	89
28 Qing Zhu in Shanghai	93
29 Kunstlieder	97
30 Komponist und Redakteur.....	101
31 Die Buchhandlung X.....	110
32 Konflikt zwischen Ost und West.....	116
33 Eurasia-Fluggesellschaft.....	120
34 Die Einladung	123
35 Die Neue in der Firma	128
36 Kunstaussstellung.....	130

37	Eine emanzipierte Frau aus Suzhou.....	134
38	Die Verwandtschaft.....	139
39	Scheidung.....	141
40	Ein offenes Wort.....	143
41	Die Hochzeit	145
42	Flugzeugabsturz	148
43	Nach der Scheidung.....	154
44	Shang Guos Sohn	156
45	Leben in Kunming.....	160
46	Unruhen während des Krieges.....	163
47	Abschiedessen	165
48	Die Farm in Guilin	169
49	Moritz.....	171
50	Wieder in der Armee.....	175
51	Chinesischer »Hokuspokus«.....	182
52	Die Kündigung.....	186
53	Eine Fehlgeburt	188
54	Arbeitslos in Kanton	191
55	Zu neuen Ufern	194
56	Zurück nach Shanghai	195
57	Wiedersehen mit Irmi und Yüki.....	197
58	Entscheidung in Peking	201
59	Professor für Germanistik	207
60	Das Klavier	212
61	Nach Südamerika.....	216
62	Die Schutzengel	219
63	In Nanjing	221
64	Chong	226
65	Die letzten Jahre in Suzhou	228
	Epilog	234
	Dank	236
	Die Autorin	237
	Familienbilder	238
	Die Familie von Shang Guo Liao	252
	Kartenskizze.....	254
	Namenregister	255

Einleitung

Es ist schon seit langem mein innerlichster Wunsch, über meinen Großvater, Shang Guo Liao, Künstlername Qing Zhu, zu schreiben. Zum ersten Mal schloss er mich in die Arme, als ich 21 Tage alt war, und er begleitete mich bis zu seinem Tod – ich war gerade vier Jahre alt. Mein erstes deutsches Wort habe ich von ihm gelernt, das erste deutsche Volkslied aus seinem Mund gehört, und selbst noch beim Schreiben dieses Buches habe ich ihn nachgeahmt. In den zwölf Jahren nach seinem Tod teilte ich ein Zimmer mit meiner Großmutter, und von ihr habe ich viele, viele Geschichten und Anekdoten über ihn erfahren.

Ich sehe ihn vor allem als freien Künstler und aufrichtigen Menschen, sowohl im Leben als auch im Beruf. Er war zugleich Dichter, Revolutionär, Jurist, Musikwissenschaftler, Komponist, Offizier und Germanist. Was immer er tat, er tat es voller Leidenschaft und Enthusiasmus. Sein einziger Maßstab war das, was sein Herz ihm sagte.

Er führte als einer der ersten Chinesen schon in den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts die europäische Kultur in China ein und machte sie bekannt.

In diesem Roman erzähle ich sein wechselvolles Leben.

Augsburg, im Mai 2009

Chong Liao

1 Auf dem Schiff

Die Unendlichkeit, die Weite, der Ozean.

Die Wissenschaft sagt, nur drei Viertel der Erdkugel sind vom Wasser bedeckt, aber das ist nicht wahr, zumindest nicht im jetzigen Augenblick.

Soweit er sehen konnte, gab es nur Wasser: beim Sonnenaufgang, den ganzen Tag über, beim Sonnenuntergang, im Mondlicht der Nacht, bei Nebel, immer und überall Wasser.

Aber der Ozean änderte ständig sein Gesicht. Mal war er hoffnungsvoll, dann sentimental, er erschien romantisch und im nächsten Moment mysteriös, er konnte aufwühlend, aber auch beruhigend sein.

Er war die meiste Zeit auf Deck, er staunte und bewunderte. Und er dachte nach. Was bedeutete ein Menschenleben in dieser Ewigkeit?

Er sah den Ozean schon zum zweiten Mal in seinem Leben. Vor elf Jahren war er in die Gegenrichtung gereist, von Osten nach Westen. Damals war er 18 Jahre jung, unbefangen und revolutionär, wissbegierig und patriotisch. Und er war unbeschwert. »Ich spüre, wie das heiße Blut in meinen Adern fließt, wie die klare Inspiration in meinem Geiste tanzt. Ich trage von Geburt an schon die Mission in mir, wie China zu retten und zu vervollkommen ist.«

Heute fuhr er von Deutschland nach China. Er war jetzt 29, sprach fast perfekt Deutsch, war Doktor der Rechtswissenschaften und spielte Geige, Klavier, Flöte und Harfe. Er war verheiratet und würde bald Vater sein.

Und er fühlte sich berufen, in seine Heimat zurückzukehren.

英雄有用武之地。

Der Held kann endlich sein Talent und Können zeigen.

Das feudale und korrupte alte chinesische Kaiserreich war untergegangen und eine neue, revolutionäre Zeit, eine humanistische, intelligente und offene Macht war im Kommen.

Diese gute Nachricht hatte ihm einige schlaflose Nächte bereitet. Er fühlte sich zerrissen zwischen konfuzianischer Weltanschauung und persönlichen Gefühlen. Aber als seine Frau zu ihm sagte: »Du gehst sofort nach China zurück, ich werde unser Kind hier zur Welt bringen und dir dann folgen«, war er überglücklich. Das war erst ein

paar Tage her, nun war er schon viele, viele Meilen von Deutschland entfernt.

Er ging auf Deck hin und her und rauchte eine Zigarette nach der anderen. Plötzlich entdeckte er einen anderen Chinesen, der auch zum Rauchen an Deck gekommen war.

»Mann, dich hat Gott geschickt! Sprichst du Chinesisch? Sprichst du gar Kantondialekt?«

Der andere Mann war so erschrocken, dass er die Zigarette zu Boden fallen ließ.

»Sprechen Sie bitte langsam! Ich verstehe nicht so gut Deutsch.«

»Hab ich Deutsch gesprochen? Hab ich kein Hochchinesisch gesprochen?«

Er bemühte sich nun deutlich zu sprechen.

»Ni shuo zhong guo hua ma?« (Sprichst du Chinesisch?)

»Wo shuo!« (Ich spreche) antwortete der Andere.

»Wieder ein Nordchinese! Warum ist ein Landsmann aus Kanton so schwer zu treffen?«, dachte er und gab seine ursprüngliche Absicht auf; er redete mit ihm auf Hochchinesisch weiter.

Aber nach einigen Minuten ging der Chinese kopfschüttelnd weg.

»Zum Teufel mit dir! Dein Hochchinesisch ist eine Katastrophe! Niemand versteht dich!«

Er stand regungslos da – der Sohn eines chinesischen Lehrers. Mit vier Jahren konnte er schon Gedichte aus der Tang- und Song-Dynastie auswendig vortragen, mit zehn nahm er an der letzten kaiserlichen Prüfung mit großem Erfolg teil. Konnte sein Chinesisch eine Katastrophe sein?

»Oh ja, mein verehrter, strenger und gelehrter Vater, ich weiß, wie viel Wert du auf meine chinesische Ausbildung legtest.«

Im Sommer und im Winter kniete er vor ihm nieder. Der Vater hatte immer einen Bambusstock in der Hand, und wenn er stotterte, landete der Stock sofort auf seinem Hinterteil und Rücken. Schmerz, Scham, Hass und Angst begleiteten seine Kindheit, bis er sechzehn war und endlich begriffen hatte, dass der Vater ihn auf seine Art liebte, dass er seinen ältesten Sohn zu einem echten, ehrlichen und kultivierten Chinesen erziehen wollte.

Er erinnerte sich an einen Abend, als er bei »Lun Yu« 论语 (Sprüche des Konfuzius, gesammelt von seinen Schülern) mal wieder die Reihenfolge durcheinander gebracht hatte und der Vater ihn bestraft hatte. Plötzlich sah er, dass seine Augen voller Tränen waren. Das hatte er noch nie zuvor gesehen. Der Vater warf den Stock weg und nahm ihn in die Arme: »Weißt du mein Sohn,
打在儿身，痛在父心。

Der Stock auf dem Körper des Sohnes

ist wie Schmerz im Herzen des Vaters.«

Seitdem hatte er alle Bücher auswendig gelernt, die sein Vater ihm gegeben hatte. Er konnte alles. Aber heute hatte er diese Sprache, den Huizhou-Dialekt, verlernt. Egal wie sehr er sich bemühte, ihm fiel nichts ein. Damals, wenn sie zusammen Gedichte von Li Bai, Du Fu und Su Dong Po auf Huizhou-Dialekt gesungen hatten, sagte sein Vater voller Stolz zu ihm: »Mein Sohn, es ist ein Geschenk des Himmels, dass wir Huizhou-Dialekt sprechen. Auf Hochchinesisch reimen sich die Gedichte teilweise überhaupt nicht.«

Aber seit elf Jahre gab er sich die größte Mühe eine andere Sprache, wie die Chinesen sagen: eine 洋话 yang hua »ausländische Sprache« zu lernen, zu verinnerlichen und sich damit zu identifizieren. Für ihn war das die Sprache der abendländischen Kultur und die Sprache der klassischen Musik.

Sein verehrter Vater hatte keine Ahnung, wie sehr er sich in den ersten Jahren bemühte, die verdammten Vokabeln, die unregelmäßigen Verben, die komplizierte Grammatik und die absolut unlogischen Artikel auswendig zu lernen. Er klebte überall Zettel hin, an den Tisch, den Stuhl, das Bett, die Lampe, ja sogar an seine Jacke und seinen Hut. Das Wörterbuch war vom Umblättern zerschissen, aber er schaffte pro Tag nur knapp 50 Vokabeln. Im Traum sah er oft seinen Vater mit dem Bambusstock, aber er wusste nicht mehr, was er falsch gemacht hatte. »Langer Fluss fließt nach Osten« – der, die oder das? Ja, Militärwesen wollte er studieren, um die veraltete und grausame Tradition zu ändern; es brauchte eine starke, moderne und disziplinierte Armee. Man sprach viel von Bismarck. Deutschland! Das war sein Ziel.

Mit siebzehn studierte er an der Militärakademie, die zur Zeit der

Qing-Dynastie gegründet worden war. Angesichts des Verfalls und der Schwäche des Vaterlandes begann er über seinen Kummer und Groll zu dichten und schrieb den Aufsatz »Trauer um die nationale Unterjochung in Ägypten«, der großes Aufsehen bei seinen Lehrern an der Militärakademie erregte. Mit achtzehn beteiligte er sich an der von Sun Yat-Sen vorangetriebenen Revolution.

Er und viele seiner Kommilitonen aus der Akademie stürmten den Amtssitz der Stadt Chaozhou. Er hatte sogar zwei Pistolen bei sich, und obwohl er beim Schießen in der Schule nie gut gewesen war, hatte er den Präfekten, der für die Hinrichtung vieler Revolutionäre in seiner Heimatstadt Huizhou verantwortlich war, schon mit dem ersten Schuss getroffen. Er selbst spürte plötzlich einen Schlag am Bauch, eine Kugel hatte ihn dort getroffen, aber als er nach unten sah, bemerkte er, dass die Kugel an seiner metallenen Gürtelschnalle abgeprallt war. Die Schnalle war zerbeult, aber er blieb unverletzt. Daraufhin wurden ihm zwei Silbermedaillen für »Verdienste in der Revolution« verliehen und er wurde anschließend von der Revolutionsregierung der Provinz Kanton für ein Militärstudium nach Deutschland ausgewählt.

Es war eine lange Reise mit dem Schiff und die etwa zwanzig chinesischen Stipendiaten waren voller Hoffnung und brennender Erwartung. »Wir werden die tragende Säule unseres Landes!«

Aber der Zuständige in der chinesischen Botschaft in Berlin gehörte zur Fraktion von Yuan Shi Kai 袁世凱 (1859–1916), der den revolutionären Elementen, vor allem aus Kanton, sehr kritisch gegenüberstand. Und so konnte er statt Militärwesen nur Rechtswissenschaften an der Berliner Universität studieren.

»Mein Herr, das Abendessen ist bereits serviert.«

Der Schiffssteward war unbemerkt herantreten.

»Oh, Essen!« Ein Wort mit magischer Anziehungskraft für alle Chinesen. Er unterbrach seine Gedanken und blickte auf seine Armbanduhr, eine schöne Uhr aus der Schweiz, die ihm seine liebe Frau geschenkt hatte. Ja, es war schon spät. Die Europäer nehmen ihr Abendessen gewöhnlich um 20 Uhr ein, im Unterschied zu den Chinesen, die sich schon um 18 Uhr vor Hunger nicht mehr beherr-

schen können. Aber der größte Unterschied bestand darin, dass die Deutschen abends kalt und sparsam aßen und die Chinesen sich die größte Mühe gaben, den Tisch mit möglichst vielen Schüsseln zu beladen.

Das erste Jahr in Berlin war schlimm gewesen. Als verwöhnter Sohn konnte und wollte er nicht kochen, und die Studentenmensa konnte einem wirklich den Appetit verderben. Jedes Mal, wenn er eine Einladung bekam, freute er sich wie ein kleines Kind, aber danach lag er ein paar Tage mit Bauchschmerzen im Bett. Mit seinen fortschreitenden Sprachkenntnissen begann er aber auch an rohem Schinken, Käse, der stark roch und manchmal sogar mit Schimmel versetzt war, Linseneintopf, Gulasch, Wurst, Schnitzel, Steak und Eisbein Gefallen zu finden. Er fand langsam heraus, was ihm gut, was ihm besser und was absolut edel schmeckte.

Nur zwei Angebote bereiteten ihm keine Probleme: Wein und Süßspeisen.

Der edle Tropfen hatte ihn schon vom ersten Moment an angesprochen. Mit seiner Anregung hatte er die deutsche Sprache, die Musik, Philosophie, Geschichte und Literatur, und vor allem, er hatte Leben gelernt. Und diese süßen Nachspeisen in all ihren Variationen, mit Sahne, Schokolade, Früchten, Eis – denen konnte er einfach nicht widerstehen! Seiner Meinung nach gab es in China viel zu wenig Milchkühe, und stattdessen viel zu viele Wasserbüffel.

Er macht die Zigarette aus und eilte zum Speisesaal.

2 Begegnungen

»Schätzchen, gehen wir doch rein, mir ist kalt.«

»Noch ein paar Schritte bitte, die Luft ist so frisch, das Abendrot ist so schön, das Meer ist so berauschend«, sagte Peter voller Begeisterung. Margot betrachtete ihn mit verwundertem Blick. Mit ihrer bereits 20-jährigen Eheerfahrung merkte sie, wie ihr Mann innerlich aufgeregter und wie ein Kind voller riesiger Neugier die neue Aufgabe erwartete. »Peter, bist du sicher, dass die neue Herausforderung uns gut tut?«

»Oh, ja, Margot, mein Schätzchen. China ist ein geheimnisvolles Land, als Kind interessierte mich schon sehr seine Geschichte, Kultur und Philosophie, sogar die schöne Schrift regte meine Fantasie stark an. Es war immer mein Traum, mit meinen eigenen Augen dieses Land zu sehen! Jetzt wird mein Traum wahr, ich bin so glücklich! Die Stellung als Botschafter ist sicher aufregender als die eines deutschen Beamten im Außenministerium.«

Margot zog ihren Pelzmantel noch etwas enger zusammen: »Ich bin ein wenig unsicher: anderes Land, andere Sitten. Das Klima, das alltägliche Leben, das exotische Essen und die ungewohnte Mentalität der Chinesen. Und wir kennen niemanden dort. Jetzt vermissen ich schon unsere Spaziergänge am Ku'damm und die Musik ... Hören die Chinesen auch europäische Musik?« Peter strich seiner Frau über die Haare – ihre ordentlich gelegten Haare mit leichter Dauerwelle. Egal wie kalt es war, sie trug nie Hut oder Schal, da es die Haare durcheinander bringen konnte.

Lächelnd tröstet er sie. »Wir werden Freunde haben, du wirst dich wohl fühlen. Aber es ist jetzt wirklich kalt geworden. Wir wollen doch Abendessen gehen!«

Der Speisesaal hatte sich erst zur Hälfte gefüllt. Es gab einige große Tische, an denen zumeist Chinesen saßen. Sie sprachen fast alle gleichzeitig und laut, schienen aber sehr lustig zu sein.

Die kleinen Tische waren nummeriert, fast alle an der Wand. Es gab Zweier- und Vierertische. »Treten Sie näher, Herr und Frau Schneider, welchen Tisch wünschen Sie heute Abend?«, fragte der Kellner. Margot blickte sich um. An Nummer drei saß ein Pfarrer alleine, an Nummer fünf saßen vier junge Burschen, an Nummer sechs schien ein Liebespaar zu sitzen. Der Chineser an Nummer acht sah irgendwie interessant aus: Er sah aus wie Mitte 20, trug einen maßgeschneiderten Anzug, das weiße Hemd schien aus Seide zu sein, wie exotisch! Sein Haar war glatt gekämmt, sein Gesicht war ernst, eher melancholisch. Ein Glas Weißwein stand auf dem Tisch, schon halb leer. Er schien in seine Gedanken vertieft zu sein, betrachtete immer wieder seine Finger – ein Ehering! »Er ist offensichtlich verheiratet, wo ist seine Frau?«, dachte Margot. Sie fragte den Kellner: »Herr Ober, dürfen wir uns zu dem Herrn am Tisch 8 dazusetzen?« »Aber natürlich!

Darf ich vorstellen: Dr. Shang Guo Liao – Herr Peter Schneider, zukünftiger deutscher Botschafter in China, und seine Frau.«

Herr Liao erhob sich höflich: »Es ist mir eine Ehre«, er küsste die Hand von Frau Schneider. Margots Gesicht war vor Überraschung errötet. Peter fand die Szene sehr amüsant, er sagte: »Ganz unsererseits.« Herr Liao schob den Stuhl zur Seite: »Madame, bitte.« Margot war entzückt: »Oh, Herr Liao, Sie sprechen ja perfekt Deutsch!« »Zu viel der Ehre. 不敢当, 不敢当! bu gan dang, bu gan dang!«

Peter war glücklich, vor allem weil Herr Liao Margots Vorurteil gegen Chinesen änderte. »Vielleicht werden wir Freunde«, dachte Peter. Margot fragte: »Herr Liao, verzeihen Sie bitte meine Neugierde, wie lange muss man als Chineser in Deutschland leben, um so gut Deutsch zu sprechen?« »Je nachdem.« Herr Liao lächelte, »*gewöhnliche Menschen sind zahlreich, edle sind selten*.« »Das ist ein chinesisches Sprichwort, nicht wahr?«, fragte Peter.

»Ja, Herr Botschafter, Sie kennen sich ja mit chinesischer Kultur gut aus! Es gibt Menschen, die zum Beispiel ein Restaurant in Deutschland betreiben, nach 20 Jahren sprechen sie fast immer noch so gut oder so schlecht wie im ersten Jahr. Ich und weitere 20 Chinesen waren Stipendiaten von China, wir wollten etwas von Deutschland lernen, um eines Tages unser neues China zu gründen. Ohne Sprachkenntnisse geht natürlich nichts! Ich erinnere mich noch sehr genau an die ersten Jahre. Jemand sagte mir damals, wenn du im Traum Deutsch redest, dann ist der Zeitpunkt gekommen, dass du dich mit Deutschen identifizierst. Mit mir passierte es im dritten Jahr: Eines Tages machte ich ein Mittagsschläfchen, während dessen hörte ich jemand reden. Egal, wie ich mir Mühe gab, ich verstand kein Wort. Ich sagte zu mir, du bist ein Taugenichts, dein Deutsch ist immer noch nicht besser! In dem Moment wachte ich auf, sah zwei Chinesen, die Chinesisch redeten. Seit diesem Tag denke ich alles auf Deutsch.«

Der Kellner brachte zwei Gläser Wein. »Zum Wohl!« – »Zum Wohl!« Margot fragte: »Aber Sie sprechen nicht nur gut, sondern auch mit richtigen Akzent und richtiger Grammatik, habe Sie Schauspielunterricht genommen?«

»Madame, ich wundere mich über Ihr gutes Gehör! Ich war der Vor-

sitzende der chinesischen Studentenunion in Berlin. Um den Deutschen zu erklären, dass China kein Kaiserreich mehr, sondern eine Republik ist, wollte ich eine öffentliche Rede halten.

Ich machte eine Probe mit ein paar deutschen Freunden. Sie hatten den Inhalt meiner Rede gelobt, mir gleichzeitig aber den Vorschlag gemacht, dass ich einige Unterrichtsstunden bei einem Schauspieler nehmen sollte. Seitdem spreche ich auch das »r« richtig, nicht wie die meisten von uns, von denen nur ein »l« zu hören ist.«

In dem Moment fing die Kapelle an, einen Walzer von Johann Strauss zu spielen. »Darf ich Ihre Frau entführen?«, fragte Herr Liao. »Aber gerne«, sagte Peter.

Unsicher und zögernd stand Margot auf: Tanzen mit einem Chinesen?! Es war 1922, China war zwar durch den Opiumkrieg schon für den Rest der Welt geöffnet, aber es war für Europäer immer noch geheimnisvoll und unvorstellbar. Man hörte von einer Hochkultur, von kluger Philosophie, von einem grausamen Kaiserreich und Massenbevölkerung. Das Erscheinungsbild des Chinesen im Westen war: lange Zöpfe, Schlitzaugen, langes Gewand – auch für Männer –, bescheiden bis fast unterwürfig, höflich bis fast unecht. Aber dieser Herr Liao, der da vor Margot stand, hatte glatt gekämmte Haare, einen modernen, dunklen Anzug, trug ein Paar schwarz glänzende Lederschuhe. Vor allem sein Stolz und sein Selbstbewusstsein, seine eleganten Manieren passten nicht in ihr Bild eines Chinesen.

Einige Paare tanzten zur Musik. Engländer, Amerikaner, Holländer, Deutsche, Italiener, Franzosen – aber nur ein einziger Chineser! Alle Anwesenden warfen ihm neugierige Blicke zu. »Ist das nicht Shang Guo?« »Ja, er ist es! Aber die Frau sieht anders aus!« Zwei chinesische Männer gingen in der Pause zu Tisch Nummer 8. »Kennst du uns noch? Wir sind Li und Zhang, Diplomingenieure der TU Berlin. Wir aßen während des letzten Jahres öfter in der Mensa zusammen!« »Oh ja! Hallo, Nimen Hao! Ihr seid auch auf diesem Schiff, wieso haben wir uns bis jetzt nicht getroffen?« Liao wurde plötzlich sehr chinesisch, er freute sich so sehr, alte Kommilitonen zu treffen: »Sie entschuldigen mich!«, sagte er zu Peter und Margot, dann ging er mit Li und Zhang.

Am Tisch 2 ging es chinesisch weiter: Schnaps statt Wein, geröstete Erdnüsse statt Knabbergebäck. Lautes Lachen, gleichzeitiges Reden statt höflicher Andeutungen und leiser Unterhaltung.

»Das war nicht Irmi, nicht wahr? Die Frau erinnerte mich an Irmi. Ach, sie war damals so tapfer und klug, erinnerst du dich noch an dem Tanzabend im Hotel Adlon?« »Natürlich, wie könnte ich das vergessen!«, antwortete Shang Guo. »Es war eine vornehme Feier mit wichtigen Leuten – Professoren, Juristen, Musiker, Ingenieure und Schriftsteller, meine Schwiegereltern waren auch dabei. Einige arrogante Menschen konnten es nicht leiden, dass ich als Chinesse mit Irmi – einer von vielen begehrte Frau – an einem Tisch saß. Ein Mann war am aggressivsten, er beschimpfte die Chinesen mit allen möglichen Schimpfwörtern. Ich kochte vor Wut, wollte zu ihm hingehen. Aber Irmi sagte zu mir: »Komm, tanz mit mir«, und wir tanzten in die Richtung des Mannes. Noch ehe ich mich besinnen konnte, hatte Irmi ihm eine heftige, schallende Ohrfeige gegeben.«

»Jawohl! Wir haben innerlich gejubelt! Was für eine intelligente Frau! Sie kannte die europäische Sitte, ein Gentleman würde eine Frau niemals schlagen. Aber wir drängten trotzdem sofort nach vorne, wer konnte wissen, ob er nicht dich schlagen würde. Er war schließlich zwei Köpfe größer als du!« »Das fürchtete ich auch. Aber Walzer kann man auch in verschiedenen Richtungen tanzen, wir waren schnell weg!«

3 Geigenspiel

Im Speisesaal spielte gerade die Musikkapelle:

*»Vilja, o Vilja, du Waldmägdelein,
fass mich und lass mich dein Trautliebster sein ...«*

*»Das ist die Berliner Luft, Luft, Luft,
so mit ihrem holden Duft, Duft, Duft ...«*

Die Schneiders nickten im Rhythmus, Shang Guo auch.

Jetzt sang eine Sängerin ein populäres Lied:

»Ausgerechnet Bananen,

*Bananen verlangt sie von mir.
Sie tun nicht erfreuen,
Die schönsten Levkojen
und Rosen aus Glanzpapier ...«*

Shang Guo hatte bereits seinen fünften Schnaps getrunken. »Herr Kapellmeister, würden Sie uns etwas Erhabenes und Anspruchsvolles spielen? Wir hören schon die ganze Zeit solche Ohrwürmer!« Im Speisesaal war plötzlich Stille, alle Menschen waren wie gelähmt. Shang Guo sprang auf und verschwand im Korridor.

Der Kapellmeister brüllte wie ein Löwe: »Wer wagt es, uns zu beleidigen? Sogar ein Chinese! Habt ihr überhaupt eine Ahnung von Musik?!«

Auf einmal tobte der Saal, niemand konnte genau hören, wer was sagte. Das Ganze hat eine Weile gedauert, allmählich wurde es leiser – es klang irgendwo Geigenmusik, immer näher, immer lauter wurde es. Ein Chinese kam Geige spielend in den Speisesaal!

Der Kapellmeister traute seinen Augen nicht: der Chinese! Und er spielte Geige! Man hörte zwar, dass er kein Virtuose war, aber sein Spiel war musikalisch und beeindruckte die Zuhörer sehr.

»Wollen wir nicht zusammen musizieren?«, fragte Shang Guo den sprachlosen Kapellmeister. Er drehte sich zur Kapelle um und sie spielten nun zusammen Beethovens Romanze und einige Stücke von Mozart. Danach spielten sie noch einige Walzer von Johann Strauß. Der ganze Saal jubelte.

Margot und Peter waren übergücklich, »Das habe ich schon gewusst! Musik hat keine Grenzen, egal, ob Deutsche oder Chinesen, wer musikalisch ist, versteht jede Musik«, sagte Peter. Margot war außerordentlich neugierig: »Ich möchte ihn fragen, wo er Geige gelernt hat, doch nicht in China!« »Mein Schätzchen, wie du siehst, ist es jetzt unmöglich, mit ihm allein zu sprechen, er kann sich vor dem Publikum und den Komplimenten kaum retten. Wir warten damit bis morgen.«

Auch in den nächsten Tagen war es vergeblich, mit ihm allein zu sprechen, irgendjemand redete immer gerade mit ihm oder er musizierte gerade mit der Kapelle. Die Schneiders waren enttäuscht.

4 Die Berliner Zeit

Eines Abends gingen sie wieder in den Speisesaal, wen sahen sie da am Tisch Nummer 8 sitzen? Herrn Liao! Er erhob sich: »Meine Geige ist verstimmt, ich vermisse die Gesellschaft mit Ihnen.« Wie froh waren sie!

»Aber warum ist ihre Geige verstimmt?«, fragte Margot.

»*Du sollst dem Willen des Himmels nicht widersprechen.*« Peter zwinkerte ihr zu.

»Ich bin schließlich auch Gast und will in Ruhe meinen Wein genießen«, sagte Shang Guo.

»Wein oder Schnaps?«, scherzte Peter.

Shang Guo lachte auf diese Andeutung. Er verstand sofort, dass Peter ihn mit den anderen Chinesen beim Trinken beobachtet hatte.

Margot fragte ungeduldig: »Können Sie uns erzählen, wo und wie Sie Geige gelernt haben? Wir dachten, Sie haben Jura studiert.« »Schön, aber ich warne Sie, es ist eine lange Geschichte, sie dauert mindestens fünf Gläser Wein!«

»Deutschland ist ein merkwürdiges Land, vor allem das Studium an den Universitäten: Es kostet nichts und man lässt den Studenten alle möglichen Freiheiten, sie können kommen und gehen, wann sie wollen, es gibt keine Prüfung nach jedem Semester wie in China, es besteht auch keine Zeitbegrenzung, wie lange man studiert, es ist wirklich ohne Zwang und Drang.

Am Anfang fragte ich im Sekretariat nach meinem Pflichtstundenplan. Alle lachten mich aus und sagten mir, ich könne selbst entscheiden. Am ersten Seminartag saß ich eine halbe Stunde vor Beginn der Vorlesung alleine im Saal, nach und nach kamen die Kommilitonen. Der Professor erschien pünktlich nach dem akademischen Viertel. Ich stand auf, sagte »Guten Morgen, Herr Professor«. Alle fanden mich lächerlich, er auch.

Es hat einige Zeit gedauert, bis ich begriffen hatte, dass man nur zur ersten und letzten Vorlesung erscheinen musste, um die Unterschrift des Professors im Studienbuch zu bekommen. Die restliche Zeit kann man tun, was man will, und dort hingehen wofür man sich